

KARL GRUNBERG

1891 geboren, einer kinderreichen sozialistischen Schuhmacherfamilie in Berlin entstammend. Er schrieb u. a. den Kapp-Putsch-Roman: „Brennende Ruhr“, der in mehrere Sprachen übersetzt und auch verfilmt wurde. 1933 wurden seine Bücher verbrannt; er kam für mehrere Jahre ins

KZ und betätigte sich nach seiner Entlassung illegal. In seinem neuen Roman „DAS SCHATTENQUARTETT“, im Greifen-Verlag, Rudolstadt, erschienen, schildert er das Leiden und Kämpfen von vier aufeinander folgenden proletarischen Generationen der letzten hundert Jahre:

Auch bei den Eltern begann „das neue Jahr mit neuem Graus!“ — Das gute Weihnachtsgeschäft erwies sich nur als das letzte Aufflackern einer kurzen Prosperität, dem die Krise auf dem Fuße folgte. Für die Haussegen der Mutter — die unsere Haupteinkahmequelle bildeten — fanden sich immer weniger Liebhaber. Statt mit wohlgefülltem Portemonnaie kam sie immer mehr mit den klagenden Aussprüchen der Leute zurück, die nun Gegenstand improvisierter Parteikonferenzen vor dem Werkisch des Vaters wurden. Mancher arbeitslose Genosse saß jetzt stundenlang bei uns, um nicht daheim in der kalten Wohnung das Gejammer der Frau mit anzuhören und die fragenden Blicke der elenden Kinder sehen zu müssen. Mancher wurde auch, wenn er taktvoll gehen wollte, zu einem Teller Mittagessen eingeladen.

An der Tür gab ein Bettler dem anderen die Hand. Draußen lag tiefer Schnee, und grimmiger Frost machte die Lage der Arbeitslosen, für die es ja keinerlei Notunterstützung gab, noch trauriger, von den Obdachlosen gar nicht zu reden. Selten ließ die Mutter einen Hilfesuchenden unbeschenkt fortgehen; eine Tasse heißer Kaffee und eine Stulle mit Schmalz war immer übrig. Kam einer gerade zur Mittagszeit, so mußte er mit herein, unseren kargen Tisch mit uns teilen.

„Gott soll Ihnen das vergelten“, sagte ein alter Mann mit Tränen in den Augen, als ihm der Vater nach dem Essen auch noch die ganz zerrissenen Schuhe flickte. —

„Da könnte ich lange drauf warten“, antwortete sein Wohltäter völlig ungerührt. Anderswo mußten die Armen für ihre Bettelsuppen fromme Dank-sagungen und Erbauungstraktate hinnehmen. Bei dem gottlosen Schuster bekamen sie als Nachtisch ein Privatissimum über den Widersinn und die Heuchelei der heutigen Gesellschaftsordnung, und den letzten „Vorwärts“ oder irgendein Flugblatt noch dazu. Noch sehe ich ihn vor mir sitzen mit den vor Eifer blitzenden Augen, wie er mit der spitzen Nähahle gestikuliert, um seinen Worten größten Nachdruck zu verleihen:

„... Sehen Sie, lieber Freund, das Wort Gott, das spielt eine Rolle — aber nicht bei mir. Wenn ich einem was gebe, dann verpumpe ich es nicht, wie der Fromme, der darauf spekuliert, es diesseits oder jenseits mal mit Zinsen wiederzukriegen. Nicht, weil mir das irgendeine Schrift oder ein Pastor sagt, sondern weil ich aus Erfahrung weiß, wie weh der Hunger tut, und weil Arme und Arbeiter sich gegenseitig helfen müssen. Danken brauchen Sie dafür nicht, aber denken sollen Sie daran, wenn es Ihnen mal wieder besser geht und an Ihrer Tür ein Armer klopft.“

Meine Eltern ließen sich in dieser Überzeugung auch nicht beirren, als eines Tages ein Fechtbruder, der wohl auf einen Kümmelgroschen gerechnet hatte, die Schmalzstulle an die Tür klebte. Die Mutter kam sogar eines Abends spät mit einem Logiergast nach Hause, ein obdachloses Dienstmädchen, das sie in einer Volksküche aufgegriffen hatte. Wo und wie sie die Nacht bei unseren schon so beengten Verhältnissen geschlafen hat, ist mir allerdings ein Rätsel. —